

Leseprobe aus:

Simone de Beauvoir
Marcelle, Chantal, Lisa...
(Seiten 7 – 16)



Marcelle Drouffe war ein verträumtes und frühreifes kleines Mädchen. Schon im Alter von zehn Monaten hatte sie eine außergewöhnliche Sensibilität gezeigt. «Wenn du dir wehtatest, hast du nicht vor Schmerz geweint, sondern weil du dich von der Welt verraten fühltest», erzählte ihre Mutter ihr später.

Ihre Eltern verwöhnten sie, und sie war so brav, dass sie nie mit ihr schimpften. Aber sie lernte früh den Geschmack von Tränen kennen. Bei Anbruch der Dunkelheit schlüpfte sie unter den Schreibtisch ihres Vaters oder hinter die schweren Vorhänge im Salon und ließ die Traurigkeit und die Nacht in sich einziehen. Sie dachte an die kleinen Armen und an die Waisen, deren Geschichten sie in Büchern mit Goldschnitt gelesen hatte. Sie dachte daran, dass sie eines Tages erwachsen sein würde und dass ihre Mutter sie dann nicht mehr auf den Schoß nehmen würde, oder sie stellte sich vor, ihre Eltern wären tot und sie wäre allein auf der Welt. Dann rollten Tropfen ihre Backen hinunter, und sie fühlte ihren Körper in eine köstliche Leere abkippen.

Besonders gern weinte sie in Kirchen. An Feiertagen nahm Madame Drouffe sie mit, Jesuskinder aus Wachs in ihren Krippen zu bewundern oder den Duft der Ruhealtäre einzusatmen. Durch den strahlenden Dunstkreis der Kerzenflammen erblickte Marcelle wunderbare Visionen. Ihr Herz schmolz, und sie bot schluchzend einem blonden jungen Gott ihr Leben dar. Sie hatte ihn einmal gesehen, im Kino. Nachts, in ihrem Bett, vertraute sie sich ihm an und schlief an das Herz Jesu geschmiegt ein: Sie träumte, sie würde mit ihren langen Haaren zarte nackte Füße abtrocknen.

Eine Großtante von Marcelle unterhielt in der Rue Saint-Sulpice ein Lesekabinett. Sie war eine alte Frau mit brüchiger Stimme, die immer ein Band um den Hals trug. Für Marcelle gab es nichts Schöneres, als einen Tag bei Mademoiselle Olivier zu verbringen. Sie suchte sich unter den Büchern für die Jugend (bei denen im Katalog ein J hinter dem Titel stand) ein paar aus, dann setzte sie sich in einem dunklen Gang, der von oben bis unten mit schwarz eingebundenen Büchern bedeckt war, an ein Tischchen. Beim Schein einer Kerze verschlang sie Schmidts Erzählungen, die Romane von Reynes Montlaur oder von Madame Carette gesäuberte historische Memoiren. Der Kundschaft war der Zutritt zu den Gängen verboten. Nur eine Angestellte in hochgeschlossenem Mieder huschte manchmal wie eine Maus durch das Dunkel; sie kletterte auf eine Leiter, wobei sie sich in ihren langen Röcken verding, und leuchtete mit einer Taschenlampe die Bücherreihen ab. Dann wusste Marcelle, dass ein neuer Besucher gekommen war und sich still auf einen Lederstuhl gesetzt hatte. Sie warf einen neugierigen Blick in den Laden: Sie entdeckte vor allem alte Damen und Priester. Auf einer Art Katheder sitzend, überwachte Mademoiselle Olivier den Raum mit strengem Blick. Vor ihr lag aufgeschlagen ein großes schwarz-grünes Verzeichnis, und bevor sie den Kunden die Bücher reichte, deren Rücken bei Romanen ein rotes, bei ernster Literatur ein gelbes Etikett schmückte, trug sie mit runder Schrift Titel und Namen des Autors ein.

Manche Stammkunden der Bibliothek erregten in Marcelle ein brennendes Interesse; reife Männer mit vom Denken durchgeistigten Gesichtern, mit verhangenen Blicken. Sie entdeckte an ihren ergrauenden Haaren, an ihren Überziehern, ihren bleichen Händen etwas erhaben Elegantes, das aus der Seele zu kommen schien; das waren vielleicht Schriftsteller, Dichter, bestimmt gehörten sie zu jener intellektuellen

Elite, von der Monsieur Drouffe oft mit geheimnisvoller Miene sprach. Marcelle sah sie voller Verehrung an. Sie wünschte sich glühend, einer von ihnen würde sie eines Tages erblicken und mit samtiger Stimme sagen: «Was für kluge Bücher es liest, das hübsche kleine Mädchen!» Er würde ihr Fragen stellen und würde von ihren Antworten entzückt sein. Dann würde er sie mitnehmen in ein schönes Haus voller Bücher und Gemälde und würde sich mit ihr wie mit einer Erwachsenen unterhalten.

Marcelle hatte es sehr eilig, groß zu werden; sie wollte eine berühmte Schriftstellerin werden und mit großen Männern gebildete Gespräche führen. Nichts machte sie unglücklicher, als wie ein Kind behandelt zu werden. Sie blieb immer im Salon, wenn ihre Eltern Freunde eingeladen hatten; ihr behagte die Gesellschaft dieser reifen Frauen und Männer mit dem zurückhaltenden Lächeln, den gemessenen Bewegungen, den ernstesten Stimmen. Wenn Monsieur Drouffe ihnen die Romane und Gedichte vorlas, die Marcelle für ihren kleinen Bruder Pascal verfasste, war sie etwas verlegen, aber überglücklich. Nur im Zusammensein mit gleichaltrigen Kindern war sie ausgelassen. Ihr brutales Lachen, ihre Schreie, ihre wilden Spiele entsetzten sie. Madame Drouffe hätte sie gerne in eine Schule geschickt, aber Marcelle war so sensibel, dass man nicht wagte, sie zu zwingen. Ihr wurde erlaubt, Privatstunden bei einem alten Fräulein zu nehmen; ihr Vater, der Professor für Grammatik war, übernahm ihre literarische Bildung, er verbesserte ihre Stilübungen und las ihr abends die großen Klassiker vor.

Wenn Madame Drouffe Marcelle allerdings in die Tuileries oder in den Jardin du Luxembourg mitnahm, erlaubte sie ihr nicht, bei ihr sitzen zu bleiben. «Spiel mit deinen kleinen Freunden», befahl sie; das war der einzige Punkt, in dem sie ein Machtwort sprach. Marcelle gehorchte, doch nichts kam ihr so dumm vor, wie zu rennen und sich herumzustoßen; sie war nicht gelenkig und nahm widerwillig an den Spielen teil.

Später rief sie oft gerührt das Bild dieses nachdenklichen kleinen Mädchens wach, das sich an den Tagen, wenn die Weihnachtsbäume angezündet wurden, wenn in den Salons Farandole getanzt wurde, ans Fenster kauerte; die anderen Kinder waren zu sehr damit beschäftigt, sich mit Schokoladengebäck voll zu stopfen oder sich Papierhüte auf den Kopf zu stülpen, als dass sie sich von ihr stören ließen. Weit weg von ihren hochroten Gesichtern, von ihrem schrillen Gelächter, flüchtete sich Marcelle in eine Phantasiewelt.

Mademoiselle Olivier, die den Katalog der Bücher für die Jugend mit so viel Sorgfalt zusammengestellt hatte, wäre sehr erstaunt gewesen, hätte sie gewusst, welche Nahrung manche unschuldigen Mädchen und die erbaulichen Erzählungen des Domherrn Schmidt den Träumereien ihrer Nichte lieferten. Blaubarts Grausamkeit, die Prüfungen, die der holden Griseldis von ihrem argwöhnischen Gemahl auferlegt wurden, die Begegnung des Herzogs von Brabant mit der unglückseligen Genoveva, die unter ihren langen Haaren ganz nackt war, verwirrten Marcelle zutiefst. Ihr Entzücken an dieser Geschichte war unbegrenzt: Einer von einem imposanten Herrn misshandelten Frau gelingt es schließlich, durch Unterwerfung und Liebe dessen Herz zu erobern. Marcelle identifizierte sich mit dieser Heldin, die sie sich manchmal unschuldig und verkannt vorstellte, meistens aber eines schweren Vergehens schuldig, denn sie liebte es, zu Füßen eines schönen, reinen und schrecklichen Mannes reuevoll zu erschauern. Sie war ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert und nannte ihn «Herr». Er ließ sie nackt vor sich bringen, und um sein kostbar aufgezäumtes Pferd zu besteigen, benutzte er ihren Körper als Trittleiter. Diesen Moment, wenn sie mit gesenktem Kopf, mit Verehrung und leidenschaftlicher Demut im Herzen spürte, wie ein spitzer Sporn ihren Sklavinnenrücken aufkratzte, zog sie wollüstig in die Länge. Wenn der Gerichtsherr mit den

strengen Augen, von Mitleid und Liebe besiegt, die Hand als Zeichen der Vergebung auf ihren Kopf legte, umarmte sie seine Knie und fiel in eine süße Ohnmacht.

Sie war dreizehn Jahre alt, als in einem öffentlichen Lesesaal ihr Blick auf eine Unterhaltungsbeilage des *Petit Parisien* fiel: Ein Mann bedeckte einen Alabasterbusen mit gierigen Küssen. Den ganzen Tag über konnte Marcelle diesen Anblick nicht verscheuchen. Nachts, in ihrem Bett, gab sie sich ihm mit glühenden Wangen rückhaltlos hin. Benommen zwischen den warmen Decken liegend, bot sie von nun an jede Nacht ihre Brüste begehrlchen Lippen dar; gebieterische und zärtliche Hände strichen über ihr Fleisch, ein warmer Körper presste sich gegen ihren. Morgens schämte sie sich dieser Gedanken, doch sobald es dunkel wurde, wartete sie ungeduldig darauf, dass diese Bilder wiederkehrten. Es dauerte lange, bis sie einschliefl: Ihre Lippen, ihr ausgetrockneter Hals taten ihr weh, und manchmal hatte sie Schüttelfrost und kalte Schweißausbrüche. Nach einem Jahr etwa wurden ihre Nächte wieder ruhig; sie hörte auf, sich in Hirngespinsten zu wiegen: Sie fing an, voller Beklommenheit auf ein ihr angemessenes Schicksal zu warten.

Ihre Gefühle waren zu anspruchsvoll, als dass sie sich mit der banalen Zuneigung hätte zufrieden geben können, die ihre Umgebung ihr entgegenbrachte. Madame Drouffe liebte Marcelle mit leidenschaftlicher Hingabe, aber sie war weder sehr intelligent noch sehr gebildet. Marcelle hatte ihre Mutter natürlich furchtbar gern, doch sie fühlte sich sehr allein neben ihr; oft konnte sie nicht anders, als ihr barsch zu antworten. Sie hatte gehofft, mit zunehmendem Alter eine Vertraute und Freundin ihres Vaters zu werden, aber Monsieur Drouffe interessierte sich ebenso wie für sie für Pascal, der anfang, Latein zu lernen, und für die kleine Marguerite. Er machte sich sogar oft über die Schüchternheit seiner Ältesten lustig und über

ihre Hände, mit denen sie nichts anzufangen wusste. Marcelle war schmerzlich enttäuscht. «Wer wird mich lieben?», murmelte sie oft verzweifelt. Eines Abends, als ihr Vater Marcelle nach einer Veranstaltung, bei der niemand sie zum Tanzen aufgefordert hatte, wegen ihrer mürrischen Miene tadelte, brach sie in Schluchzen aus, lief in ihr Zimmer und sperrte sich ein. Madame Drouffe klopfte mehrmals leise an die Tür, aber Marcelle machte ihr nicht auf. Sie blieb im Dunkeln auf ihrem Bett liegen und starrte an die Decke, über die dann und wann beim Vorbeifahren einer Straßenbahn ein Lichtschein huschte. Sie bemitleidete sich grenzenlos. Nie würde sie jenen beschränkten und frivolen jungen Mädchen gleichen, die die Welt ihr vorzog, nie würde sie bereit sein, ihre Seele zu ersticken.

«Ich bin nicht wie die anderen», sagte sie sich leidenschaftlich. Sie erhob sich, stieß die Läden auf und ging auf den Balkon. Über Paris spannte sich ein Himmel in der Farbe von Herbstzeitlosen. Die Nacht war so süß, dass Marcelles Herz schneller zu schlagen anfing. Sie dachte an Madame de Staël, an Georges Eliott, an die Comtesse de Noailles. Da offenbarte sich ihr plötzlich wie durch ein Wunder ihr Schicksal. «Ich werde die Gefährtin eines genialen Mannes sein», murmelte sie ekstatisch.

Im Winter, der auf die Kriegserklärung folgte, glaubte sie ihn gefunden zu haben; er war Leutnant und las im Schützengraben Epiktets «Unterredungen». Marcelle wollte seiner würdig sein; sie war zu jung, um Krankenschwester zu werden, aber sie machte aus ihren alten Unterröcken haufenweise Scharpie und strickte unermüdlich Wintermützen. Außerdem sammelte sie auf den Champs-Élysées für das Rote Kreuz. Madame Drouffe machte es sich zur Gewohnheit, ihr jeden Abend einen Orangenblütentee zu trinken zu geben, damit sie nicht die ganze Nacht von den armen Verwundeten und den kleinen Flüchtlingen aus dem Norden träumte. Damals fing

Marcelle an, sich ein bisschen das Gesicht zu pudern, weil sie so viel über die Schrecken des Krieges weinte, dass sie immer befürchtete, ihre Nase sei geschwollen und die Augen rot gerändert. Sie hörte auf, an Gott zu glauben: Bei dem ungeheuren Ausmaß menschlichen Leidens fühlte sie mit Bestimmtheit, dass es keine Vorsehung gab.

Das waren schreckliche Jahre für Marcelle, und später wunderte sie sich oft, dass sie an dieser Krise nicht zerbrochen war. Gott fehlte ihr, die Menschen verrieten sie. Der heldenhafte junge Leutnant heiratete eine Cousine von Marcelle. Die Welt wurde jeden Tag feindlicher, die zwischenmenschlichen Beziehungen wurden enttäuschender. Marcelle hatte den Wunsch, weit weg zu fliehen. Hätte sie nicht Angst gehabt, ihrer Mutter Kummer zu machen, wäre sie nach Madagaskar gegangen, um Leprakranke zu pflegen. Sie machte lange Spaziergänge durch den Bois de Boulogne, sie umarmte Baumstämme und rieb liebevoll ihre Wange gegen die raue Rinde dieser Lebewesen, die sich gern lieben lassen wollten, ohne sie zu verletzen.

Als kurz nach dem Krieg ihr Vater starb, war sie zwanzig Jahre alt. Pascal bereitete sich auf das Abitur vor, Marguerite ging in die Quinta. Madame Drouffe erwarb gegen eine bescheidene Ablösesumme Mademoiselle Oliviers Lesekabinett, das ziemlich hohe Einkünfte brachte. Marcelle wollte ihrer Mutter nicht zur Last fallen und hatte den Wunsch, ihrem Leben einen Sinn zu geben: Sie beschloss, einen Beruf zu ergreifen. Sie hätte keine Arbeit übernehmen können, die sie gefühlsmäßig nicht ansprach: Nach zweijähriger Vorbereitungszeit bekam sie eine Stelle als Sozialhelferin in einer Armenstation in der Rue de Ménilmontant.

Die Leiterin dieser Sozialeinrichtung war eine sanfte und sensible vierzigjährige Frau, die in ihrem Leben viel gelitten hatte; von der ersten Begegnung an war sie von Marcelles Ju-

gend, von ihrer klangvollen Stimme und ihrem wachen Blick entzückt. Marcelle lernte die Annehmlichkeiten der Freundschaft kennen. Germaine Masson strickte duftige Schultertücher für sie und lud sie fast jeden Sonntag zum Kaffee ein. Marcelle erzählte ihr ihre Kindheit, sie vertraute ihr ihre Sehnsüchte, ihre Enttäuschungen und die Besonderheiten ihres Charakters an. Aber in ihrer Arbeit fand Marcelle nicht den Trost, den sie sich erhofft hatte. Die Sozialeinrichtung befasste sich damit, an die Bedürftigen des Viertels materielle Hilfen zu verteilen, arbeitslosen Jugendlichen Stellen zu besorgen, unglückliche Kinder zu schützen. Die Bedürftigen wurden in der Armenstation oder bei sich zu Hause medizinisch versorgt. Die Krankenschwestern waren aufopferungsvoll und gewissenhaft, betrachteten ihren Beruf aber als bloßen Broterwerb, und im Verlauf ihrer Gespräche bekam Marcelle nichts als Krankheitsgeschichten und Geldsorgen zu hören. Nie kam sie einer Seele näher.

Wenn sie abends in der überfüllten Metro nach Hause fuhr, fragte sich Marcelle traurig, ob die Leere in ihrem Innern jemals ausgefüllt werden würde. Verzweifelt sah sie die Männer mit den schwieligen Händen, die Frauen mit den fahlen Gesichtern an, diese Augen, die nicht einmal den Abglanz eines Ideals spiegelten. Den ganzen Tag über hatten sie schwer gearbeitet, und nun wollten sie essen; in ihnen war keine schöne Erinnerung, keine Hoffnung, nicht einmal ein harmonischer Vers, um sie sanft in ihrer Traurigkeit zu wiegen. Düstere und lichtlose Leben wie die Tunnel, die den Zug verschluckten. Die übel riechenden Waggons waren zum Ersticken. Marcelles Kehle war vor Mitleid wie zugeschnürt, und es kam ihr vor, als trüge sie alles Leid dieser Welt auf ihren Schultern. Sie hätte diesen Enterbten gern von der Schönheit, von der Liebe, vom Sinn des Leidens gesprochen, mit so überzeugenden Worten, dass ihr Leben dadurch verändert worden wäre. Sie konnte

nichts für sie tun; ihre nutzlose Nächstenliebe verstärkte das physische Unbehagen, das der Geruch menschlichen Schweißes ihr verursachte, und von der Berührung grobschlächtiger Körper wurde ihr so übel, dass sie oft aussteigen und das letzte Stück Weg zu Fuß zurücklegen musste. Zu Hause angekommen, küsste sie lange ihr Gesicht im Spiegel. Unter unergründlichen Augen war die Haut etwas wund, durchsichtig, rot gesprenkelt wie das Herz einer Fingerhutblüte. Dieses pathetische Gesicht verdiente die Liebe eines Helden.

«Oh, mein Geliebter!», murmelte sie.

Marcelle arbeitete seit einem Jahr in der Rue de Ménilmontant, als sich ihr endlich eine Gelegenheit bot, ihre uneigennütigen Reichtümer an Kraft und Nächstenliebe zu verausgaben.

Es war an einem Aprilmorgen; sie saß mit Abrechnungen beschäftigt an ihrem Schreibtisch. «Stark sein und sich in schnöden Tätigkeiten aufreiben», murmelte sie, während sie ihre Additionen nachrechnete. Die Concierge klopfte an ihre Tür und reichte ihr zwei Visitenkarten: «Maurice Perdrières – Leiter der Sozialen Kontaktstelle», «Paul Desroches – Straßenbauingenieur». Diese Namen waren ihr unbekannt. Einen Augenblick später saßen ihr zwei etwa fünfundzwanzigjährige Männer gegenüber, mit intelligenten Gesichtern und fröhlichen Augen, die sich irgendwie ähnlich sahen. Ohne große Umschweife sagten sie Marcelle in unvermittelter und zutraulicher Weise, die ihr gefiel, dass sie gekommen waren, um sie um ihre Mitarbeit zu bitten.

Die Idee der Sozialen Kontaktstelle war aus dem Krieg entstanden; Perdrières und sein Freund Desroches hatten ein Jahr an der Front gekämpft, und dort, wo andere nur Morast und Blut hatten sehen können, hatten sie jene herrliche Sache entdeckt, die Brüderlichkeit heißt. Als sie 1919 zu ihren Büchern

und ihrem Studium zurückkehrten, fühlten sie sich aus der Bahn geworfen. Das mit rein geistiger Arbeit erfüllte Leben, das ihnen einst genügt hatte, kam ihnen vertrocknet vor: Sie sehnten sich nach dem Gefühl der Verbrüderung. Perdrières und Desroches beschlossen, die tiefe und schlichte Kameradschaft des Schützengrabens zwischen den Klassen wieder aufleben zu lassen. Ihre Begeisterung und ihre Bereitwilligkeit überwand alle Hindernisse: Bald hatten sie viele eifrige Jugendliche für ihre Ziele gewonnen. Gruppen wurden gebildet, so genannte Mannschaften, die abends in den abgelegenen Vierteln ausschwärmten, um Lehrlingen, Arbeitern Vorträge zu halten und um deren Freundschaft zu gewinnen. Der Verein nahm keine bestimmte politische Richtung für sich in Anspruch und hatte trotz seiner christlichen Zielsetzung keine religiösen Bekehrungsabsichten. Sein Ziel war uneigennütziger Austausch. Die Studenten brachten den jungen Arbeitern die geistige Nahrung, die allein dem Menschen innere Würde verleiht; dafür wurden sie vom Feuer der Großzügigkeit, der guten Laune und des Mutes gestärkt, das in der Volksseele lebt.

«Der Erfolg hat unsere Hoffnungen übertroffen», sagte Perdrières, «da ist nur das materielle Problem, das uns einschränkt, vor allem die Frage der Räumlichkeiten. Die Versammlungen finden oft in Kneipen statt.» Er lächelte: «Kneipen sind schön und gut, aber das kostet Geld, und schließlich ist man dort nicht zu Hause. Uns wäre sehr viel geholfen, wenn Sie uns ein Obdach anbieten könnten.»

Das Kinn in die Hand gestützt, schaute Marcelle Perdrières mit tiefem Interesse an: Diese Männer waren außergewöhnlich.

«Soziale Fragen interessieren mich sehr», sagte sie, «ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Hier versorgen wir nur die Körper, und darunter habe ich oft genug gelitten: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.»